

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 33 Nummern 4 Thlr. Bestellungen nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Dritter Jahrgang.



No. 26.

Donnerstag, am 23. Juni.

1853.

Gewagtes Spiel.

Erzählung.

(Schluß.)

In einem comfortable eingerichteten Zimmer mit der Aussicht auf einen reizenden Garten lag auf einem Ruhebett von Kissen sanft unterstützt ein junger Mann. Seine Gesichtsfarbe war durchsichtig weiß, einige rothe Flecke stachen grell davon ab, wie auch der dicke, dunkle Bart, der die Blässe noch mehr hervorhob. Das Fenster war geöffnet, eine graue Marquise wehrte den Sonnenstrahlen, verhinderte aber nicht den Einzug der Luftströme, die den Kranken zu erquicken schienen. Neben dem Ruhebett stand ein Tischchen mit verschiedenen Arzneigläsern, eine goldene Taschenuhr auf einem kleinen Gehäuse und Schreibapparat. Robert, dies war der Kranke, war diesen Augenblick allein. Sein treuer Pfleger und Gesellschafter, der Vater, hatte ihn auf ein Viertelstündchen auf des Sohnes Bitten verlassen, um eine kleine Promenade durch den Garten zu machen, da Robert sich viel wohler als in den letzten Tagen befand. Er nahm aus einer Brieftasche einen Brief, entfaltete ihn und las,

dann knitterte er ihn wieder zusammen und rief aufgeregt: „nein, sie ist wahrhaftig keiner Antwort werth, ich verachte sie! Diese Falschheit ist abscheulich! Daß sie einen andern liebt, das kann ich ihr verzeihen, daß sie aber so falsches, heuchlerisches Spiel mit mir treibt, dies niemals. — In kurzen Worten will ich ihr das Versprechen zurückgeben, nichts weiter.“ Er suchte sich ein Blatt Papier und hatte eben einige Worte geschrieben, als die Thür geöffnet wurde und der alte Brun vergnügt und freudig in's Zimmer trat und rief: „nun, lieber Robert, ist alles gut, sie ist da und darf wohl hereinkommen?“

„Wer ist da?“ fragte Robert mit banger Ahnung.

„Antonie, Deine Braut, Deine Pflegerin“ rief der glückliche Vater freudestrahlend.

„Anto — — —“ das Wort erstarb ihm auf den Lippen, eine jähe Röthe übersog die bleichen Wangen; doch nur eine Minute währte die furchtbare Erregung. Roberts Willenkraft war mächtig, und mit tonloser aber fester Stimme sagte er: „laß sie kommen.“

Der Vater ging zur Thür, er legte des Sohnes

Erröthen seinem freudigen Schreck zu. Antonie flog in's Zimmer, sie eilte zu Robert, übersah mit einem Blick seine hinfällige, geisterhafte Gestalt und nahte ihm, getrieben von finstern Dämonen, mit geschickter heuchlerischer Verstellung laut schluchzend. Sie beugte sich über ihn, sie wollte seine Stirn küssen, sie wollte mit weicher Hand sanft seine Schläfe berühren, aber Robert wehrte ihr und sagte ernst: „Du kommst zu einem Sterbenden, Antonie, laß das, Du weißt, ich liebe das nicht.“

Etwas beleidigt zog sich das Mädchen zurück und ließ ihre Mutter näher zum Kranken treten, die ihn freundlich begrüßte und ihm erzählte, wie sie und Antonie sich sogleich auf den Weg gemacht, als sie durch Roberts Vater die Verschlimmerung seines Zustandes erfahren, wie Antonie die Zeit nicht habe erwarten können, bis sie S. endlich erreicht gehabt. Robert ließ die redselige Frau sprechen und beobachtete während dessen Antonie, die laut weinend am Fenster stand.

Madame Fels fuhr jetzt ein Gedanke blühschnell durch den Kopf, sie überschaute in etwas die Situation, sie führte Antonien zum Kranken und beider Hände in einander legend, sagte sie zu Vater und Sohn gewendet: „Gott giebt mir einen Gedanken ein, dessen Ausführung gewiß nach meinem festen Glauben zu Roberts Besten wäre.“ Der Vater horchte hoch auf und sie fuhr fort: „lassen Sie, bester Vater, unserer Kinder Hände noch heute ineinanderlegen, lassen Sie noch heute ihren Bund segnen. Robert wird dann neu zum Leben erstehen und noch viele Jahre mit Antonien glücklich sein. D, thun Sie es, mit welcher liebenden Sorgfalt wird die Gattin den Gatten pflegen, die Gesundheit wird wiederkehren und wir alle zufrieden sein.“

Antonie fühlte sich eifrig durchschauert, als Roberts durchdringender Blick sie traf und seine Stimme ruhig und kalt fragte: „ist dies auch Dein Wunsch, Antonie?“

Das Mädchen konnte den durchbohrenden Blick ihres Verlobten nicht ertragen; sie senkte die Augen und hauchte leise: „wenn es Dein Wille ist, ja!“ Robert hatte dies nicht erwartet; der Zorn drohte ihn zu übermannen, aber mit Gewalt unterdrückte er ihn, bat den Vater, alles zur Trauung zu besorgen, vorher ihn aber mit seiner Braut allein zu lassen, da er ihr noch einiges zu vertrauen habe.

Das Brautpaar war allein. Antonie bebte, obgleich sie keine Ahnung von dem hatte, was sie erwartete. Sie kniete vor Roberts Lager und ergriff seine mit kaltem Schweiß bedeckte Hand. Schon glaubte er, das Gewissen rege sich in der Treubrüdigen und noch einmal fragte er ernst: „Antonie, willst Du Dich wirklich mit einem Sterbenden vereinigen?“

Wieder ertönte ein „Ja“ aus ihrem Munde. Robert sah sie ernst, beinahe wehmüthig an, nahm den zerknitterten Brief von vorhin, hielt ihn ihr vor die Augen und sagte: „noch war ich entschlossen, Dich zu schonen, aber jetzt übersteigt es meine Kräfte. Hast Du dies geschrieben?“

Dunkle Blut wechselte mit fahler Blässe auf den entstellten Zügen der Braut. Robert fuhr fort: „ich weiß alles, versuche nicht zu leugnen. Hättest Du mich von Deinen Gefühlen unterrichtet, es wäre besser gewesen. Daß Du einen andern liebst ist kein Verbrechen, daß Du mich aber an der Pforte des Todes betrügen willst, das kann ich Dir nicht vergeben. Hörz alles! Vor zwölf Tagen war ich noch im Kurssaal. Es war ein Regentag, mehre junge Männer gruppirtten sich um einen Tisch und fingen an zu spielen und zu trinken. Ich kannte sie nicht und zog mich, da ich kein Interesse an ihrer Gesellschaft hatte, in ein Nebenzimmer zurück. Ihre Jubeln und Lärmen wollte mich eben nach meinem Zimmer treiben, als ich bekannte Namen nennen hörte. Dein Name wurde in toller Weillaune genannt, der eine, ein junger Kaufmann trank auf Dein Wohl, als das seiner Braut. Ich glaubte meinen Ohren nicht zutrauen, aber der Uebermuth Deines Verehrers ging soweit, daß er Dein Verhältniß zu mit seinen Trinkgenossen sogar lächerlich zu machen suchte. Noch glaubte ich, daß er übertriebe, hatte ich ja denselben Tag einen Brief von Dir erhalten; aber er nahm sogar einen Brief aus der Tasche, las ihn laut vor; ich hörte alles, ich wollte im ersten Augenblick der Wuth ihn zur Rechenschaft ziehen, aber meine Kraft war gebrochen von der Krankheit. Diese Entdeckung gab mir den Rest. Als ich zu mir kam, ging ich in den Saal, alles war leer und still, nur die Ueberreste des Gelages standen noch umher, die jungen Leute hatten sich in den Garten begeben. Da fällt mein Auge auf einen Brief, der am Boden liegt, ich erkenne Deine Hand, es

ist derselbe hier, er war von demselben Datum, wie der meinige. Mein Blut wollte erstarren über so grenzenlose Schlechtigkeit. Ich sagte meinen Vater nichts hiervon, ich fühlte, daß es mit mir zu Ende gehe, ich wollte nichts, gar nichts mehr von Dir wissen, denn meine Verachtung überstieg alles. Und jetzt verlangst Du Trauung. Natürlich, die Wittwe des reichen Robert Brun würde nicht ganz leer ausgegangen sein." Robert war erschöpft, er sagte langsam: „geh jetzt, Antonie, ich beneide Dich nicht um Dein Gewissen, und laß mich nun in Ruhe sterben.“

Antonie war vernichtet hingefunken, sie erhob sich, sie streckte die Hände flehend ihm entgegen, sprechen konnte sie nicht. In diesem Moment trat der Vater ein, er sah verwundert auf beide. Robert erhob sich, reichte Antonien matt und mit Anstrengung die Hand und sagte nur die Worte: „leben Sie wohl!“

Schwankenden Schrittes erreichte Antonie die Thür und verließ das Zimmer.

Der Vater sagte, daß der Geistliche da sei, aber Robert schüttelte den Kopf und erwiderte: „Vater es ist nicht nöthig, verzeihe mir Deine Bemühung. Hier diesen Zettel schrieb ich schon, ehe Antonie noch hier war, sie hatte mich tief gekränkt, aber ich habe ihr jetzt verziehen. Ueberlaß sie sich selbst, sie war nicht werth, Deine Tochter zu heißen.“ Er lehnte sich sehr erschöpft zurück, die Aufregung war zu groß gewesen. —

Als der erste Morgenstrahl in's Gemach drang, schloß Robert sein Auge für immer. —

Fünf Jahre darauf heirathete Antonie einen ehemaligen Schreiber aus dem Bureau ihres Vaters. Ob ihr Gewissen ihr Vorwürfe gemacht, weiß man nicht. Ludwig, der mit Antonie gebrochen, vermählte sich später mit seiner Cousine Auguste.

Juliette Kersch.

Gedichte

von

Eduard Lampadius.

I.

Eisenlied.

Rasset mich das Eisen,
Das ich schmelze, preisen!
Nur wenn's das edle Feuer durchdringt
Eine Form das edle zwingt.
Sei Du auch vor allen
Eisern in der Welt,
Laß Dir nichts gefallen,
Was Dir nicht gefällt!
Nur wenn das göttliche, hohe
Feuer des Himmels in's frohe
Herz Dir schlägt hinein,
Schmilz dann ruhig ein.

II.

Auf der Roßtrappe.

Wo der Gesteine glüh'nder Fluß
Sich aufgethürmt zu schwarzen Faden,
Da stand ich schwelgend im Genuß
Auf des Gebirgs uraltem Nacken.
Hier stand ich, sah der Nythe Spur
Tief eingedrückt des Abgrunds Saume,
Des Aethers zitterndes Azur
Und tief im Thal den Fluß im Schaume.

Hier stand ich froh in süßer Luft,
Schaut' in den Strom hinab den brausenden,
Denselben Gott in meiner Brust,
Der diesen Fels schuf vor Jahrtausenden!

Gedichte

von

Adolf Stern.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

D schmäh't nicht diese Weltenräume,
Schwäh't nicht des Daseins kurze Zeit,
Belächelt nicht die Dichterträume
Von Zukunftsglück und Seligkeit! —
Schmäh't nicht die irdischen Geilde,
Weil Rosen dornenlos nicht blühen,
Schmäh't nicht des Menschen Gottgebilde,
In dem des Weltge ist's Funken sprüh'n!
Sprecht nicht vom Abgrund, der vernichtend
Zu dieser Zeiten Füßen klast,
Schaut nach dem Himmel, welchen dichtend
Das innre Gottbewußtsein schafft!
Schaut nach der ew'gen heil'gen Dreiheit
Der Herrscherin im weiten Mund,
Schaut auf zu ihr in stolzer Freiheit,
Und vor euch schließt sich schnell der Grund.

51 •

Habt Glauben an der Zukunft Tage,
Wo neu ergrünen soll die Erde,
Wo Leid und Schmerz und bange Klage
Flieht vor der Liebe mächt'gem Werde!

Habt Hoffnung zu der Liebe Reiche,
Zum neuen heil'gen Morgenroth,
Seht in der Welt nicht eine Leiche
Und in der Zukunft nicht den Tod!

Vermählt euch mit der Dreiheit wieder,
Die ihr so lange arg gehöhnt,
So steigt der Himmel neu hernieder
Zu euch, die mit der Welt verjöhnt!

Liedgruß.

Der Himmel blaut in alter Pracht,
Es schimmern die tausend Kerzen der Nacht,
Die funkelnden Weltthautropfen;
Der Schlummer umfängt mit liebendem Arm
Die Erde. — hört ihr bang und warm
Des Dichterherzens Klopsen?

Ihr hört es nicht — was soll euch sein Herz,
Was euch sein Erd- und Himmelwärts,
Ihr könnt es nicht verstehen;
Ihr wollt sein Fühlen im starren Wort —
So weht denn, meine Lieder, fort,
Sei es ein günstig Wehen.

Sonette

von

Max Maria,

(Dichter von „Relants Graalfahrt.“)

VII.

Du staunest ob der Lieder großer Schaar,
Die, täglich neu, nur Deinem Reize dienen?
Erkennst Du den Stoff denn nicht in ihnen,
Der kürzlich noch Dein heldes Egen war?

Mit Deinem Wort, dem Lächeln wunderbar,
Und mit der Grazie Deiner holden Mienen,
Mach ich es, wie mit Blumenstaub die Bienen,
Die ihn verwandeln in den Honig klar.

Ich hand'le nur, wie jedes Samenforn,
Das in sich trinkt den Thau, des Lichtes Born,
Und Thau und Licht, nach Laune umgestaltet,

Zu grünem Blatt, zur Blume bald entfaltet,
Der Stoff jedweden Liedes stets bist Du,
Der Wandlung Formen nur gab ich dazu.

VIII.

In mancher Nacht lag ich manch heiße Stunde,
Da Du so lockend standest mir vor'm Blick;
Und winktest doch so tugendhaft zurück,
Wollt ich von meiner Lieb' Dir geben Kunde. —

Da wünschte ich die Hölle mir im Bunde,
Ich suchte mir, der Tugend und dem Glück!
Mein ewig Heil, ich bot es dem Geschick
Für einen Liebeskuß von Deinem Munde!

Doch wenn bis zu des Wahnsinns Raserei
Der Zornesbrand der Leidenschaft mich schlug,
Und in Verzweiflung ich, in einem Schrei,

Auch über Dich wollt' dennern meinen Fluch:
Da ward mein Schrei — o Wunder — sanfter Klang,
Und, Dir zum Heil, ein betender Gesang!

IX.

Ich sog! ich trank! Ich trank in tausend Zügen
Vergessenheit von Deinem süßen Munde!
Hinschwand mir alles! selbst die fernste Kunde,
Daß noch ein Weltall könnte um mich liegen.

Du warst ja mein! ich durst' im Arm Dich wiegen,
An Deinem Herzschlag zählen, wie Secunde
Sich an Secunde reiht zur höchsten Stunde,
Die Gottes Engel selbst zusammensügen!!

Vergessen war das Eden meiner Jugend,
Vergessen, was mir je ein Traum verhieß!
Ich hielt ja Dich! Sieh! eine neue Tugend

Entspröß aus Dir, ein neues Paradies,
Und neue Cherubim und neue Engel
Schuf ich nach Deinem Bildniß ohne Mängel!

Christenthum in Fünfsilbergroschenbibliotheken.

Der Erfolg von „Onkel Toms Hütte“ noch immer läßt den deutschen Buchhändlern bei Tag und Nacht keine Ruhe. Sie speculiren, sie sinnen wie die günstige Zeitstimmung zu benutzen sei — sie haben es theilweise gefunden. Sie begründen zum Beispiel wie die Verlags-handlung von Eduard Kerschmar in Leipzig „eine Bibliothek illustrirter Erzählungen für christliche Familien.“ Die kürzeren oder längeren

Geschichten, welche dieselbe enthalten wird, sollen allerdings unterhaltender (?) Art sein. Sie sollen die Leidenschaften der Menschen im Kampfe mit einander zeigen, das Leben mit seinen Licht- und Schattenseiten darstellen, die Natur in ihren Schönheiten und Erhabenheiten zur Anschauung bringen. Aber, und deshalb nannten wir unsere Sammlung eine „Bibliothek für christliche Familien,“ diese Erzählungen werden zugleich in der Absicht geschrieben

sein, zu belehren, zu erwecken und zu erbauen. Sie sollen goldne Äpfel in silbernen Schalen (Rococo-epitheton) oder um ein anderes Bild zu brauchen, mit Blumenranken der Dichtung umwundene Wegweiser nach einem gottgefälligen, tugendhaften Leben sein. Der Umschwung der Zeiten hat christlichen Sinn und christliche Bestrebungen allenthalben wieder mehr als seit langem zur Geltung gebracht; denn man beginnt zu erkennen, daß die Religion allein die Gebrechen und Mängel unserer Tage zu heilen vermag und daß in dem durch sie veredelten und verschönerten Familienleben vorzugsweise die Bürgschaft des Friedens liegt, ohne welchen das große Ganze, der Staat, nicht gedeihen kann. Dies läßt uns erwarten, daß unser Unternehmen, welches in seiner Auswahl Hoch und Niedrig, Alt und Jung zu berücksichtigen und somit „Volksbücher im wahren Sinne des Wortes“ zu bringen bestimmt ist, an allen Orten, unter allen Ständen, namentlich aber unter denen, deren Beruf es ist, für das Reich Gottes zu wirken, Freunde und Förderer finden wird. Diesen vorzüglich sei unsere Sammlung ans Herz gelegt und wir hoffen, sie werden bereits an der ersten Erzählung erkennen, daß, sie verbreiten helfen, in kräftigster und umfassendster Weise „für die Seelen sorgen“ heißt. Es giebt aber auch noch andere Seelsorger, denen wir zunächst unser Erstlingsbuch: „die weite, weite Welt,“ sodann aber die gesammte Bibliothek auf das wärmste zu empfehlen nicht unterlassen dürfen. Wir meinen Mütter, die ihre Aufgabe begriffen haben, Pflegerinnen des heiligen Feuers des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung zu sein, welches im Kindesherzen nicht früh genug angezündet werden kann und auf dem Altar keiner Familie erlöschen sollte. Diese Mütter und jene Geistlichen werden in dem Buche der Elisabeth Wetherell ihren Musterbildern, alle Leser aber — selbst die, welche lediglich den Maßstab weltlicher Kritik anlegen — in der jugendlichen Heldin dieses zarten Idylls aus den Urwäldern Amerikas und in ihrer Freundin Alice holden, edlen Frauengestalten voll der anmuthigsten Einfachheit, der tiefsten Naturwahrheit, der rührendsten Lieblichkeit begegnen. Jene Mütter werden sich solche Töchter wünschen, und jene Seelsorger das Buch als werthvollste Mitgabe für heranwachsende Jungfrauen als

passendstes Confitmandengehenk empfehlen. Sie werden darin herrliche Lehren über den Umgang mit Menschen, beherzigenswerthe Winke über Erziehung und eine außerordentliche Kenntniß des menschlichen Gemüths anerkennen. Alle endlich, auch die, welche dem gläubigen Sinne der Verfasserin fern stehen, werden in ihr einen Dichtergenius schätzen lernen, der in Abbildung des äußeren Daseins, in Schilderung ländlicher Sitten, in Charakteristik guter wie böser Persönlichkeiten, in farbenreicher Malerei von Landschaften und im Talent des Erzählens der berühmten Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte“ mindestens gleichkommt.

Die „weite, weite Welt“ ist in England bereits zum Volksbuche geworden. Die gesammte Kritik ist ihres Lebens voll. Sie hat in den vier Monaten seit ihrem Erscheinen „dreizehn Auflagen“ erlebt. Jeder, der es mit unparteiischem Blicke liest, wird dem Buche auch in Deutschland diese Verbreitung wünschen und vielleicht vorauslagen.

— Wir gehören zu denen, welche dem Princip der Verfasserin nicht fern, sondern entschieden gegenüberstehen. Wer möchte nicht eine sittliche Wiedergeburt des Menschengeschlechts, wer nicht eine Läuterung des innern Bewußtseins wünschen. Aber die, welche kommen wird, vom Geiste der Zukunft getragen, — sie wird eine andre sein, als die heuchelnde, frömmelnde Demuth und Entagung, die Verachtung der Weltfreuden, die der Chor der Pietisten und innern Missionäre predigt — und welcher heute zwanzig verblendete und hundert bestochene Federn dienen. Wir haben uns nie um die Traktatensliteratur gekümmert und waren in der That nicht wenig überrascht, als dieselbe auf Kunstgebiet übergang und Romane und Novellen als reiches Feld für ihre diversen Absichten und Ideen benutzte. Wir haben den Grundsatz befolgt, welchen die Redaktion dieser Blätter bei Gelegenheit des Tischrücken einhielt: die Modetheorie ganz unerwähnt zu lassen. Wir drucken daher auch heute nichts als den Prospect der christlichen Familienbibliothek für fünf Silbergroschen das Bändchen ab — lediglich zur Warnung un'rer Leser. „Denn mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!“

R. R.

Die Instrumentaleinleitung zu Lohengrin*)

von

R. Wagner.

Aus einer Welt des Hasses und des Haders schien die Liebe verschwunden zu sein: in keiner

Gemeinschaft der Menschen zeigte sie sich deutlich mehr als Gesetzgeberin. Aus der öden Sorge für Gewinn und Besitz, der einzigen Anordnerin alles Weltverkehrers, sehnte sich das unerlösbare Liebesverlangen des menschlichen Herzens endlich wiederum nach Stillung eines Bedürfnisses, das, je glühend-

der und überschwenglicher es unter dem Drucke der Wirklichkeit sich steigerte, um so weniger eben in dieser Wirklichkeit zu befriedigen war. Den Quell, wie die Ausmündung dieses unbegreiflichen Liebesdranges, setzte die verzückte Einbildungskraft daher außerhalb der wirklichen Welt und gab ihm aus Verlangen nach einer tröstenden, sinnlichen Vorstellung dieses Uebermüthlichen eine wunderbare Gestalt, die bald als wirklich vorhanden, doch unnahbar fern unter dem Namen des „heiligen Grales“ geglaubt, ersehnt und aufgesucht ward. Dies war das kostbarste Gefäß, aus dem einst der Heiland den Seinen den letzten Scheidegenuß zutrank und in welchem dann sein Blut, da er am Kreuze aus Liebe zu seinen Brüdern litt, aufgefangen und bis heute in lebensvoller Wärme als Quell unvergänglicher Liebe verwahrt wurde. Schon war dieser Heilskelch der unwürdigen Menschheit entrückt, als einst liebesbrünstigen einsamen Menschen eine Engelschaar ihn aus Himmelsböhen wieder herabbrachte, dem durch seine Nähe wunderbar Gestärkten und Beseligen in die Hut gab, und so die Reinen zu irdischen Streitern für die ewige Liebe weihte. — Diese wunderwirkende Darniederkunft des Grales im Geleite der Engelschaar, seine Uebergabe an hochbeglückte Menschen wählte sich der Dondichter des „Lobengrin“ — eines Gralritters — als Einleitung für sein Drama zum Gegenstande einer Darstellung in Tönen, wie es hier zur Erläuterung ihm erlaubt sein möge, der Vorstellungskraft sie als einen Gegenstand für das Auge vorzuführen. — Dem verzückten Blicke höchster, überirdischer Liebessehnsucht scheint im Beginn sich der klarste klare Himmelsäther zu einer wundervollen, kaum wahrnehmbaren, und doch das Gesicht zauberhaft einnehmenden Erscheinung zu verdichten; in unendlich zartem Linien zeichnet sich mit allmählig wachsender Bestimmtheit die wunderspendende Engelschaar ab, die, in ihrer Mitte das heilige Gefäß gelitend, aus höchsten Höhen unmerklich sich herabsenkt. Wie die Erscheinung immer deutlicher

sich kund giebt und immer ersichtlicher dem Erden-thale zuschwebt, ergießen sich berauschend süße Dünste aus ihrem Schooße; entzückende Dünste wallen aus ihr wie goldenes Gewölk hernieder und nehmen die Sinne des Erstaunten bis in die innigste Tiefe des bebenden Herzens mit wunderbar heiliger Regung gefangen. Bald zuckt wonniger Schmerz, bald schauernd selige Lust in der Brust des Schauenden auf; in ihr schwellen alle erdrückten Keime der Liebe, durch den belebenden Zauber der Erscheinung zu wundervollem Watsstume erweckt, mit unwiderstehlicher Macht an: wie sehr sie sich erweitert, will sie doch noch springen vor der gewaltigen Sehnsucht, vor einem Hingebungsdrange, einem Auflösungsstriebe, wie noch nie menschliche Herzen sie empfanden. Und doch schwelgt diese Empfindung wieder in höchster, beglückendster Wonne, als in immer traulicherer Nähe die göttliche Erscheinung vor den verklärten Sinnen sich ausbreitet; und als endlich das heilige Gefäß selbst in wundernackter Wirklichkeit entblößt und deutlich dem Blicke des Bewürdigten hingereicht wird; als der Gral aus seinem göttliche Inhalte weithin die Sonnenstrahlen erhabenster Liebe, gleich dem Leuchten eines himmlischen Feuers, aussendet, so daß alle Herzen rings im Flammenglanze der ewigen Gluth erbeben: da schwinden dem Schauenden die Sinne; er sinkt nieder in anbetender Vernichtung. Doch über den in Liebeswonne verlorenen gießt der Gral nun seinen Segen aus, mit dem er ihn zu seinem Ritter weiht: die leuchtenden Flammen dämpfen sich zu immer milderem Glanze ab, der jetzt wie ein Athemhauch unsäglichster Wonne und Rührung sich über das Erdenthal verbreitet und des Anbetenden Brust mit nie geahnter Beseligung erfüllt. In keuscher Freude schwebt nun, lächelnd herabblickend, die Engelschaar wieder zur Höhe: den Quell der Liebe, der auf Erden versiegt, führte sie von neuem der Welt zu; den Gral ließ sie zurück in der Hut reiner Menschen, in deren Herzen sein Inhalt selbst segnend sich ergossen: und im hellsten Lichte des klaren Himmelsäthers verschwindet die hehre Schaar, wie aus ihm sie zuvor sich genah.

(M. Ztschft. f. Mus.)

*) Aus dem Programm des Züricher Musikfestes.

Bücherschau.

Holands Graalsfahrt. Ein Romancencyclus von Maria, Leipzig Carl Heinrich Mayer. 1853.

Schon das Erscheinen eines größern Gedichtes überhaupt muß mit Erwartungen begrüßt werden,

in einer Zeit, wo der Baum der Lyrik in Blüten- und Fruchtüberfülle steht, während der allerdings nicht so leicht zu erklimmende der Epik kaum Blüten treibt, geschweige Früchte trägt. Das Dichtertalent, wel-

ches uns in „Rolands Graalfahrt“ entgegentritt, ist vor der Hand auch nur noch Blüte, aber eine Blüte, die sichere Bürgschaft für kommende Frucht giebt.

Das Gedicht Max Marias, welches von einer großen Vertrautheit mit dem Mittelalter und seinen Dichtern Zeugniß giebt, hat den Helden vieler Heldengesänge: Roland zum Vorwurf. Kaiser Karl, der vom Papste die Weisung erhält, den Krieg gegen die Sachsen nicht länger mit dem Schwerte zu führen, sondern durch einen Auserwählten den heiligen Graal erobern zu lassen, erkürt zu dieser Sendung Roland, der nicht im Roncevaler Thal erschlagen worden ist, sondern unerkannt an den Hof zu Aachen zurückkehrte und sich im Turniere als der einzig Reine erweist. Alle andern Palatine sind von einer unerklärlichen Liebe zur Kaiserin Finstrada entbrannt — welche mit Hilfe Alkuins, dem sie den höchsten Preis, sich selbst für einen Zaubertring versprochen, Roland für sich zu gewinnen dachte. Die Kraft des Zauberrings bewährt sich aber nur an den andern, nicht an Roland, welcher rein, wie er gekommen, auch nach dem Graale zieht. „In den Gesängen: „die Schmiede, „Alkuin“ und „die Damenwahl“ schildert der Dichter die „Zustände“ des Hofes von Aachen in frischen lebendigen Farben; sie gehören zu den besten des ganzen Buches. Roland gelangt nach der Burg des Sachsenherzogs Wittelkind, der ihm zwei Mann entgegenschickt, die Roland beide leicht besiegt — und dann entrüstet selbst zum Kampfe mit dem Helden von Ronceval kommt. Die ebenbürtigen Kämpfe fechten lange und heiß, zuletzt muß Wittelkind um

Wassentruhe bitten und verspricht am andern Morgen den Kampf zu erneuen. Am andern Morgen aber ist Roland sein Gefangenr, — die Schönheit Gunildens, der Tochter Wittelkinds, hat ihn besiegt. Und wie Schuppen fällt's ihm von den Augen — der heilige Graal ist gefunden, in der Liebe gefunden. Wittelkind läßt sich zu einer Fahrt nach Aachen bewegen, um auch Kaiser Karl in den Banden der Liebe wie Roland zu sehen. Am Hofe zu Aachen herrscht indeß große Trauer, die Kaiserin Fastrada ist gestorben — durch ein Gift, das ihr Alkuin statt des Schlafrunkes gereicht, als sie ihm ihr Versprechen halten wollte — der Zauber des Ringes hält den Kaiser und die Palatine an die Leiche gebannt, — so trifft sie Roland mit Wittelkind und Gunilde. Der alte starrte Sachsenfürst erklärt sich besiegt — eben in diesem Augenblicke tritt Alkuin ein und zieht den Ring vom Finger der Kaiserin. Beschämt sehen Karl und seine Helden ihre Kleider und ihr Gebahren — Karl springt auf und vor ihm stehen die aus dem Sachsenland gekommenen. Den heiligen Graal hat Roland gefunden — durch die Bekehrung Wittelkinds ist der Krieg beendet —

Die Leser sehen, daß der Vorwurf des Dichters eben so eigenthümlich, als poetisch ist. Auch die Ausführung desselben ist trefflich und in manchen Partien sogar glänzend zu nennen. Einige Verse mögen nicht ganz wohl gelungen — ja sogar hart und spröde erscheinen — das Ganze ist doch flüssig und lauterer echtes Poetengold. Wir wollen wünschen, daß uns Max Maria bald durch ein neues Werk Gelegenheit giebt, den ihm gebührenden Tribut der Anerkennung und des Lobes zu zollen. ○

Feuilleton.

Literatur.

Eine Novelle Sternbergs. Im Verlage von Schröder in Berlin soll demnächst eine Novelle A. von Sternbergs: „Selene“ bititelt, erscheinen. Man hegt von derselben viele Hoffnungen.

Gedichte von Edmund Höfer. Der Verfasser der im vorigen Jahre in Stuttgart erschienenen „Geschichten aus dem Volke“ Edmund Höfer hat bei Simion in Leipzig seine „Gedichte“ erscheinen lassen, welche allgemein als trefflich gerühmt werden.

Reiseliteratur. Von Emil Schmidt sind sieben „Schilderungen aus der Schweiz;“ von

E. Dfenbrüggen: „nordische Bilder;“ von A. Helfferich: „Neapel und Sicilien im Jahre 1850“ erschienen.

Theater.

Zur Geschichte des deutschen Theaters. Der bekannte Franz Wallner, gegenwärtig Theaterdirektor in Posen, erzählt in der „Theater-Chronik: neun Mitglieder sind mit im kurzen Verlaufe meiner Direktionsführung kontraktbrüchig

geworden, der größte Theil derselben mit Entlohnung namhafter Vorschüsse, und sämtliche neun Mitglieder spielen und singen nach wie vor an deutschen Cartellbühnen. Darunter sogar eine wegen Betrug von der großherzogl. badischen Regierung stockbrieflich verfolgte Sängerin. Auf die einfache Anzeige der k. Hoftheaterintendantin in München, daß ihr ein mir sehr nützliches Mitglied kontraktbrüchig geworden, habe ich selbes augenblicklich entlassen, mir wurde trotz aller Anzeige eine solche Satisfaktion nie zu Theil.

Der Hauptgrund zu diesem Uebelstande liegt in dem wahrhaft frechen Treiben der sogenannten Winkelagenten, diesem Hauptkrebschaden der deutschen Bühnen. Es ist nicht glaublich welchen unzähligen Versuchungen dieser Leute z. B. nur ein halbwegs tüchtiger Chorist ausgesetzt ist. Es vergeht keine Woche, in welcher ein solcher nicht mindestens einen, natürlich unfrankirten Brief eines solchen Seelenverkäufers erhalte, vollgefüllt mit den süßesten Versprechungen und wohlgerintem Leitfaden, auf die zweckmäßigste Weise durchzubrennen. Nach dem Beispiele ordentlich organisirter und concessionsirter Theatergeschäftsbureaus gründen diese „Beiläufer“ ein Journal, welches sie auf die nichtswürdigste Weise als die papierne Pistole gebrauchen, die den Direktoren auf die unbewehrte Brust gefeßt wird. „Dein Geld oder deine Ehre!“ rufen diese modernen Buschklepper wüthend aus, und wirklich scheuen sie kein Mittel, mit den gemeinsten Verläumdungen den zu begeistern, der ihre Anmuthung zurückzuweisen wagt. Diese Sorte schreckt vor keinem Injurienprozeß zurück, denn wenn auch einmal die Lanamuth eines diesem bühnischen Verfahren Ausgesetzten reißt, und der Schnackengang der Justiz wirklich einen Schuldigen erteilt, was liegt dem Herrn in K. oder dem Herrn in Y. daran, wenn er einige Wochen sitzen muß? Vom sicheren Gewahrsam aus setzt er seine Industrie fort und bleibt so ehrlich wie zuvor.

Die Intendanten großer Hoftheater oder anderer reich dotirter Kunstanstalten werden mich der Uebertreibung beschuldigen und doch male ich mit den dankbar mildesten Farben und doch liegen für die traurige Wahrheit meiner Schilderung die unwidersprechlichsten Beweise vor.

So lange die Regierungen dieses betrügerische Treiben dulden, so lange sie das Bestehen dieser Winkelinstitute toleriren, kann den deutschen Mittelbühnen kein Heil erblühen, so lange werden die halbwegs brauchbaren Mitglieder kleinerer Theater fortwährend demoralisirt und zur Felonie verleitet werden.

Den anständigen Direktionen stehen durch die länger bestehenden, wohlorganisirten und renomirten Theateragenturen in Leipzig, Wien, Berlin, Ham-

burg und Frankfurt a. M. Mittel genug zur Disposition, um die etwaigen Lücken in ihrem Personalbestande auf honette Weise auszufüllen, und keine hat nöthig, zu jenen Wucherern ihre Zuflucht zu nehmen, die sich vom Marke der armen Choristen nähren.

Ein zweites Krebsübel ist die gänzliche Schamlosigkeit der Direktionen den Behörden gegenüber, und die dringende Nothwendigkeit eines von sämtlichen Regierungen sanktionirten deutschen Theatergesetzes. Einsender dieses hat zwei Jahre lang unter dem Drucke einer sogenannten Theaterkommission in Freiburg im Br. G. ein Dasein geführt, gegen welches das des guten „Onkel Tom“ oder des seltsamen alten Moor im Thurm noch ein „freies Leben“ genannt werden kann. Eine solche Theaterkommission besteht in der Regel aus Leuten, die viel besitzen, also darum ein bedeutendes Ansehen genießen, die nichts anderes zu thun haben, als einen armen Direktor zu turbiten, obgleich sie — dies ist die Hauptbedingung bei der Wahl, vom Theater nicht das geringste verstehen. Damit nun ein Sündenbock da ist, welcher den, durch jeden möglichen willkürlich ausgeheckten Unsinn der lächerlichen Theaterkommission verursachten Ausfall mit seinem baaren Gelde deckt und bezahlt, wird die Direktion unter tausend mit Lust gefüllten Versprechungen an einen Mann übergeben, der die nöthigen Mittel hat, um zusehen zu können; aus städtischen Fonds werden ein paar tausend Gulden vorgeschossen, welche durch die Theaterunkennntniß der Commissionsmitglieder dem Empfänger wieder zehn Mal aus der Tasche gespielt werden. Die Comfure übt man dort mit einer grauerregenden Willkür, Stücke werden verboten, die fortwährend an der großherzogl. Hofbühne auf dem Repertoire stehen, verboten, weil sie einem Commissionsmitgliede mißfallen, wie z. B.: „er geht auf's Land,“ und andere Stücke, in denen die Scheinheiligkeit gezeigelt wird etc. Ohne einen geschlitten Grund wurde mir nach der dritten Aufführung die Oper „Tannhäuser“ verboten, die ich auf meine Kosten angeschafft, und mit großen Opfern ausgestattet hatte, verboten nachdem die dritte Aufführung bei überfülltem Hause mit enthusiastischem Beifall aufgenommen worden war, verboten, weil es nach dem Ausspruch eines einzelnen Commissionsmitglieds, der für eine Autorität in Musik gilt, genug „getannhäuser“ sei.

Der sogenannte städtische Referent, ein dresdener Kaufmann, dem man die Verwendung der städtischen Gelder für das Theater anvertraut und der die Summe, die dem Theaterdirektor zu Gute kommen soll, während dem letzten Jahre meiner Anwesenheit in Freiburg dazu verbrauchte, um neue Abtritte bauen zu lassen, dieser wackere Mann gab mir auf meine Frag, wie es komme, daß er be-

ständig gegen mich intriguite, die einfach-naive Antwort: „Sie wissen ja auch einen anderen Laden zu finden, wenn Sie etwas kaufen.“

In den Händen eines solchen Mannes liegt das Geschick des Freiburger Theaterdirektors, der dafür, daß er sein Geld zusetzen muß, noch mit tausend Nadelstichen gepeinigt wird.

Mein Contract wurde dort in jeder Weise verlegt, die Ausstattung einer mit in diesem zugesagten neuen Oper von dem besagten Referenten auf die kleinlichste Weise hintertrieben, jede Chikane geduldet, die man gegen einen Mann ausübte, der mit dem Opfer von Tausenden jede seiner Verpflichtungen bis auf die letzte Minute, bis auf das kleinste Tüpfelchen erfüllte, mit der größten Rücksichtslosigkeit wurden von mir Dinge verlangt, zu denen mir nicht die geringste Verbindlichkeit oblag, Lasten auferlegt, die nur der Willkür der Theaterkommission ihr Dasein dankten. Der oftberührte Theaterreferent sagte mir mit der nur ihm eignen unnachahmlichen Naivetät auf dem ewig lächelnden Antlitz: man brauche mit von Seiten des Gemeinderathes meinen Contract nicht zu halten, weil derselbe nur von Herrn von Uria und dem damaligen Bürgermeister unterschrieben sei, die beide nicht mehr in Freiburg seien. Und beide der oben benannten Herren hatten als oberste städtische Behörden diesen Contract amtlich unterzeichnet, beide waren Biedermänner, und Herr von Uria, der damalige Stadtdirektor, ein streng rechtlicher Mann, hatte nur den einzigen Fehler, der Willkür des obigen Referenten streng entgegen getreten zu sein. Gegen diese Gewalttherrschaft findet der Direktor keinen Schutz, findet keine Berufung statt, denn es existirt kein Theatergesetz! Wird ein Mitglied auf die nichtswürdigste Weise, unter den erschwerendsten Umständen contractbrüchig, der Direktor kann Methusalem's Alter erreichen, ehe er irgend eine Satisfaktion erhält, denn es existirt kein Theatergesetz; er kann von einem durchgegangenen Mitgliede um Tausende betrogen werden, er wird nie zu seinem Gelde kommen, denn es existirt kein Theatergesetz!

Also, ihr Herren von Leipzig, schneidet den Winkelagenturen den Lebensfaden ab, ruft dafür ein deutsches Theatergesetz in's Leben, und ihr habt wahrhaft Nützliches gethan.

Widersprechende Urtheile über Guklow's neue Tragödie. Während in den meisten deutschen Journalen von dem glänzenden Erfolg des Guklow'schen „Antonio Perez“ berichtet und dem Repertoire aller Bühnen zu dem Drama Glück gewünscht wird, berichtet in der „Allgemeinen Theater-Chronik“ ein H. Correspondent aus Stuttgart: „die bedeutendste Novität seit meinem letzten war „Antonio Perez“ von Guklow. Ich schätze den Dichter

zu sehr, als daß ich nicht bitten sollte, mich von einem nähern Eingehen, einerlei auf welche Art, gänzlich zu entbinden. Es hat mir in der Seele weh gethan, daß Guklow mit diesem Stücke wieder in die Reihe der dramatischen Dichter treten mochte! Alle Untugenden und Mängel von Guklow's frühern Poemen und nicht eine von deren Schönheiten und Tugenden, ja neue Schwächen in Menge dazu! Versichert darfer sein, daß von unsern Darstellern alles, alles geschah, um den Fall abzuwehren, das Stück zu retten, alle boten ihre Kräfte auf und wußten auch dem Publikum bisweilen einen tüchtigen Applaus abzurufen; aber es galt dieser auch nur ihnen. Am meisten schadete dem Stücke die Masse von Reminiscenzen und offenbaren, dazu meist leichtfertigen Schillerschen Copien. Außerdem der Mangel jedweder sprechenden Charakterzeichnung.“ — Wir wissen nicht, von welcher Seite diese mit allen übrigen Nachrichten über das Drama im schroffsten Widerspruch stehende Correspondenz kommt und glauben jedenfalls, daß sie übertrieben, wenn nicht ganz grund- und haltlos ist.

Gustav Freytag als Bühnenleiter. Wie man von mehreren Seiten her vernimmt, wird Gustav Freytag die Leitung der Coburger (nach anderer Lesart: Gothaer) Hofbühne übernehmen. Wenn sich das Gerücht bestätigt, wäre dies Ereigniß nur freudig zu begrüßen.

Neue brillante Aussichten. George Starke, der berühmte Verfasser der berühmten „Bergnützungstreise“ seligen Andenkens, hat ein neues Lustspiel mit Couplets: „Der Universalerbe“ geschrieben und auf dem Theater zu Hamburg mit „glänzendem Erfolge“ aufführen lassen. Charlotte Birch-Pfeiffer, welche einige Optimisten schon federtodt wähten und jubelten, wird gleichfalls mit einem neuen, diesmal nur vieraktigen „Originalschauspiel“, das den poetischen Titel: „Rose und Röschen“ führt, hervortreten. Wir gratuliren sämtlichen deutschen Theaterdirektoren zu diesen herrlichen Novitäten für die nächste Winteraison.

Correspondenz.

Aus Leipzig, Ende Juni.*)

Die gegenwärtigen Höhegrade der „Leipziger Bildungs-“ und Kunstzustände wollen im allge-

*) Da die Redaktion dieser Blätter vom ersten Juli ab, so viel es bei den außerlocalen Interessen, welche die „Abend-Zeitung“ zu verfolgen hat, thunlich ist, dem Leipziger Tagesleben mehr Aufmerksamkeit widmen wird, als bisher, so erscheint die Aufnahme dieser Correspondenz, der wir nicht in allem beizustimmen vermögen, vollkommen gerechtfertigt.
D. R.

meinen wenig bedeuten — allein, da es nun einmal unmöglich scheint und vor der Hand wenigstens auch wirklich ist, einen höhern Standpunkt zu erreichen, als den bezeichneten, so kann die Kritik nichts thun, als wachen und warnen, daß man nicht, wie es hier geschieht, täglich mehr und mehr unter diesen Höhepunkt und endlich offenbar unter Null herabsinkt. Wir haben seit längerer Zeit es aufgegeben, diese traurigen Wahrnehmungen in auswärtigen Blättern zu veröffentlichen. Jeder wird leicht einsehen, warum. Um so erwünschter kam uns die Aufforderung der Redaktion der „Abendzeitung“, die hier im Orte erscheint, ihre üblichen Wochenchroniken durch außergewöhnliche Referate über hiesige Zustände*) zu vervollständigen und zu commentiren. Wenn dabei manches übertrieben und auf die Spitze gestellt erscheinen sollte, so bedenke man: daß, wo alles lobt, und alles gelobt wird, die Vereinerung stets mit Mißtrauen und einem gewissen, ganz naturgemäßen Widerwillen betrachtet werden muß, so lange sie noch neu ist, und daß die Mißstimmung über so vieles offenbar Schlechte und Bewerfliche den Referenten leicht hier und da die Reime des Bessern übersehen läßt.

Der Fremde, welchen nicht nachgerade die fortwährenden Klagen in Dresdner, Hamburger, Berliner und andern Journalen eines Bessern belehrt, und den nicht das beharrliche Schweigen, welches achtungswerthe hiesige Zeitschriften, wie die „Europa“ über einheimisches Leben beobachten, wenigstens mißtrauisch gemacht haben, kommt immer noch mit gewissen „vormärzlichen“ Illusionen und fatamorganischen Bildern hieher, die, ach nur zu bald — vor einer ascharenen Wirklichkeit verschwinden müssen. Es sei denn, daß er es verstehe, auch durch trübe Gläser Licht zu sehen. Der Ruf Leipzigs, als Mittelpunkt des literarischen Lebens von Deutschland, als bedeutendste Musikstadt und endlich Heerlager jedweden Fortschrittes, haben bisher stets verhindert, das zu sagen, was wir, um ungeschminkte Wahrheit zu sprechen, sagen müssen: Leipzig ist in Gefahr, als Kunststadt zum Range der deutschen Mittelstädte mit einiger Einwohnerzahl herab zu sinken!

Aber, wird man uns von vornherein einwenden, ist nicht das ganze Heer von Klagen und Vorwürfen, welches wir vorzuführen im Begriff sind, überall zu finden? Sind in irgend welcher Stadt die Künstler zufrieden — ist irgendwo das Publikum verschont geblieben von Ausfällen gegen seine Unbildung, und innere Rohheit? Und sollten alle

*) Wenn dies Chaos von Unsinn und Nichtbedeutendem, unter dem das wenige Erwähnungswerthe spurlos verschwindet, überhaupt noch „Zustände“ heißen kann.

diese Klagen und Vorwürfe nicht Kinder der Künstlereitelkeit sein, die es, wie einst Cäsar, nicht ertragen kann, irgendwo die zweite Rolle zu spielen? Wie haben darauf nur zu erwidern, daß allerdings allenthalben geklagt wird, oft mit Unrecht, öfter aber mit Recht, daß die Stellung der Kunst zum Publikum und wäre es das gebildetste und beste, eine mißliche, unwürdige, untergeordnete bleibt, und daß, wie Richard Wagner so richtig erkannt hat, nur ein Verhältniß zwischen der Kunst und dem Volke das Wahre und Wichtige sein kann. Da hier aber nicht der Ort und der Raum ist, diese Fragen weiter zu erörtern, wollen wir uns begnügen, die einmal vorliegende Stellung der Kunst zum Publikum im Auge zu behalten und mit dem Geständniß beginnen, daß das Gebahren der Kunst in Leipzig beinahe mehr Schuld trägt an den gegenwärtigen miserablen Zuständen, als das Publikum. Gehen wir aber dabei hübsch plan und nett wie ein Chronikschreiber zu Werke.

Da ist also zunächst das Alpha und Omega alles Kunstlebens überhaupt: das Theater. Einen kleinen Vorbericht vom Zustande desselben werden sich die Leser schon gemacht haben bei den kleinen Schlaglichtern, die der Wochenreferent der „Abendzeitung“ manchen mal fallen ließ. Absonderlich des Repertours wird den Dresdner Lesern der „Abendzeitung“ manches mitleidige Lächeln abgelockt haben. In der letzten Zeit hat der Regisseur des Trauerspiels, Herr Rudolph „Hamlet“, „das Leben ein Traum“, „Wallensteins Tod“, „die Jungfrau von Orleans“, „Maria Stuart“, „Phädra“, „Egmont“ und anderes geben lassen, also wenigstens einigermaßen den bessern Anforderungen Rechnung getragen. Dagegen sind die versprochenen Novitäten, wie zunächst „das Haus des Barnevelot“ von Franz Dinaelstedt und „die Journalisten“ von Gustav Freitag stets in Vorbereitung und werden nun, wie neulich der Referent der Abendzeitung ganz richtig bemerkte, bis zum Winterhalbjahr liegen bleiben. Die Errichtung eines Sommertheaters ist das, wodurch sich die dramatische Kunst auf die schmäblichste Weise prostituiert hat — womit sie alles und jedes Recht zur Klage verliert, wenn sie in der Achtung halbwegs anständigen Menschen so tief sinkt, wie überhaupt eine Kunst sinken kann. Herr Rudolph, der erste Held des Stadttheaters, der Regisseur der Tragödie, hat es nicht unter seiner Würde gefunden, eben diese Tragödie in dem Prolog, den er zur Eröffnung des Sommertheaters schrieb, zu verhöhnern und um dem Publikum dieses angenehmen Vergnügungsortes ein Lachen abzugewinnen, Schillersche Göttersche, Sophoklessche, Grillparzersche, und Shakespearesche Trauerspiele, wahrscheinlich nur im Spaß „blutigen Jammer“ zu nennen. Schöner Spaß das! Um fünf bis funfzehn Neugroschen.

Entreerheben zu können, tritt man das, was etwa noch heilig und ehrfurchterweckend erscheinen könnte, in den Schmutz.

Wie schon gesagt, wollen wir jetzt nicht über das Repertoire des Stadttheaters schmälen, — es würde ungerecht und unbillig sein, nicht anzuerkennen, daß hier manches geschehen ist — ja mit Ausschluß der Novitätenfrage so viel geschehen ist, als es nur hat geschehen können. Gehen wir auf einen andern weit bedenklicheren Punkt über: auf die darstellenden Kräfte des hiesigen Stadttheaters, zunächst im Schauspiel.

Es versteht sich von selbst, daß wir auch hierbei von andern Bühnen ganz absehen müssen, daß wir auch hier nicht an die Kräfte ersten Ranges, die Leipzig unter Schmidts Direktion besaß, denken dürfen. Wir tragen, nothwendig, auch hier den Verhältnissen Rechnung.

Herr Rudolph, der Regisseur des Schau- und Trauerspiels, gehört zu den nicht allzuzahlreichen Künstlern der Gegenwart, die Denken und Studium und Fleiß auf ihre Rollen verwenden. Seine natürlichen Mittel sind bedeutend, er versteht es auch in den meisten Fällen sie richtig zu benutzen. Dester läßt er sich hintreiben, gewisse Grenzen des Vortrags zu überschreiten, so z. B. in der ersten Aufführung des „Wittkind“ von Gustav Heubner. Diejenigen Partien, in denen das Gefühl vorwaltet, wollen ihm weniger gelingen, als die heroischen. — im allgemeinen ist Herr Rudolph gegenwärtig die tüchtigste Kraft der Leipziger Bühne.

Gehen wir zur Darstellerin der weiblichen Helden und ersten Liebhaberrollen, Fräulein Schäfer über. — Wir müssen gestehen, daß wir uns mit den Leistungen dieser Dame ganz im Gegensatz zu der größeren Menge des Leipziger Publikums, das ihr einen enthusiastischen Beifall zollt, noch nie haben recht befreunden können. Ist es nicht zu leugnen, daß Fräulein Schäfer schöne natürliche Mittel, — unter denen ein herrliches Organ besonders hervorzuheden ist — besitzt und daß sich auch ein immerhin anerkennenswerthes Streben offenbart, so läßt sie uns doch die höhere seelenvolle Weihe der Kunst stets vermissen, zeigt, daß sie sich nur zu oft nicht zu der Höhe zu erheben vermag, welche die echte tragische Künstlerin*) einnehmen soll und verfällt in den Fehler des Deklamirens. Fräulein Schäfer ist eine brauchbare, gute „Schauspielerin“, sie für eine Künstlerin zu halten, können wir uns nicht abgewinnen. — Von den übrigen Kräften des Stadttheaters leistet Herr von Othegraven in seinen Bonvivants- und Liebhaberrollen das trefflichste

*) Im feinem Lustspiel, im sogenannten Conversationsstücke ist Fräulein Schäfer an ihrem Plage und bestreift vollständig.

Fräulein Lieblich befriedigt stets, und in den Herrn Stürmer, Pauli, sowie in Frau Eicke hat das Ensemble mit seltenen Ausnahmen tüchtige Stützen. Einen Charakterdarsteller hat man seit des genialen, leider nur auch deutsch genialen Klägers Abgang noch nicht wieder gewinnen können — Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam! — Herr Böckel, für zweite Heldentrollen engagirt, genügt durchaus nicht, eine Weichheit oder vielmehr Weichlichkeit die ihn zum guten Deklamator, Mathisonischer und Redwischer Gedichte machen würde, hindert seinen Aufschwung zur Tüchtigkeit, die ihm keineswegs unerreicht war. — Herr Lobe, für sogenannte dritte Liebhaberrollen engagirt, wird uns durch eine Berufung nach Reval entzogen, wir wollen es dabei bewenden lassen. Frau Günther-Bachmann (gegenwärtig durch Krankheit am Auftreten gehindert) ist in der Posse wie im Vaudeville stets trefflich.

Gehen wir zu der Oper über. Im Repertoire — silentium. Der Flotow- und Meyerbeer-der Bellini und Donizettijammer findet sich schließlich auf allen Bühnen wieder; exempla sunt odiosa — es braucht nur irgend wer die Hoplischen Berichte in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ über Dresdner Musik zu lesen! Haben wir doch hier und da eine Mozartsche, Webersche, Marschnerische Oper — haben wir doch eben Ritter Christian Glucks „Alceste“ erhalten, haben wir ja Meister Richards „Tannhäuser“ in zwanzig Aufführungen zu bewundern Gelegenheit gehabt, sieht nicht Beethovens „Fidelio“ und Aubers feurige, prächtige „Stumme von Portici“ auf dem Repertoire? Ob man nicht statt der Meyerbeerliaden und Flotowliaden gute ältere Tonwerke, wie Mehuls, „Jofel und seine Söhne“, ob man nichts von Cherubini und Spentini bringen könnte, und ob endlich es nicht möglich sei, statt Donizetti und Bellinis etwas Rossini zu geben, wollen wir ununtersucht lassen und uns mit dem Gedanken trösten, daß es anderswo noch viel schlechter als bei uns ist. Es zwingt uns kein Mensch, in die Aufführung des „Stradella“ oder „Martha“, der „Hugenotten“ und ähnlicher klassischen Tonwerke hineinzugehen, — wir können draußen bleiben, und die genannten Opern werden ihr Publikum finden, so gut, als die Birchpfeiffereien im Schauspiel. Man kennt das.

Aber das Opernpersonale! Heiliger Gott! was hilft's uns, daß wir in Fräulein Meyer und in Herrn Widemann eine Primadonna comme il faut, einen ausgezeichneten Tenor besitzen, wie man uns alle Tage versichert? Sie sind ja so selten „disponirt.“ Können die Herren Behre und Schneider (die besten Kräfte der Oper) alles halten, alles beben? Da haben wir noch die Herren Schott, Brassin, da haben wir Fräulein Buch und einige

unbedeutendere Mitglieder der Oper, wir wollen schweigen und die Steine im Theater mögen reden! Frau Günther-Bachmann's Hauptreiz liegt auch in der Oper seit geraumer Zeit — im Spiel. Fr. Bleyel scheint engagiert worden zu sein und beharrlich nicht verwendet zu werden.

Wo bleiben da die „miserablen Kunstzustände.“ Wir zählen einzelne Uebel, Tadelnswerthes auf, von dem wir gleich darauf zugeben, daß es nicht gut zu beseitigen ist. Aber eben in diesem Zustande liegt das Miserable — wenn dessen noch nicht genug in den einzelnen „Uebeln“ enthalten sein sollte. Einen großen, ja einen Haupttheil der Schuld trägt die hiesige Kritik, auf deren Art und Weise schon öfter durch diese Blätter hingedeutet wurde. Sie ist es, welche die Keime des Guten durch die Scheu vor dem leisesten Tadel, wie vor einem kräftig gesprochenem Wort der Enttäuschung unterdrückt, welche das Mittelmäßige unterstützt und das einzelne Bessere durch bombastisches Lob allen Werth verlieren läßt, welche vergessen zu haben scheint, daß sie eine Begleiterin der Kunst und nicht eine Sklavin der Künstler sein soll. Diese Kritik ist es, welche dem Publikum jeden Tag von der Vortrefflichkeit unsrer Kunstinstitutionen predigt — welche immer Rücksicht nehmend gegen die „Künstler,“ niemals Rücksicht nimmt gegen die Kunst. Die seit dem ersten April im Tageblatte erscheinenden Theaterreferate schlagen wohl schon einen bessern würdigeren Ton an, als den, welchen man seit Jahren in diesem Blatte gewöhnt ist, allein das Rücksichtnehmen waltet noch viel zu sehr vor, das übermäßige Loben für etwas befriedigendes ist noch nicht entfernt, — ja es will scheinen, als ob der Referent des Tageblatts bereits wieder in die breite Heerstraße des Hergebrachten einzulernen beginne. Wir würden das bedauern, das Publikum wäre wenigstens wieder daran gewöhnt worden, ein Referat mit gesundem Menschenverstande geschrieben zu lesen, wenn auch von einer eigentlichen Kritik noch lange nicht die Rede sein konnte. Vielleicht hätte der neue Referent des Tageblattes besser gethan, statt wie offenbar den vermittelnden und veröhnenden Weg zu betreten, sich den gegenwärtigen Kunstzuständen schroff gegenüberzustellen. Die meisten Ungerechtigkeiten begeht gewöhnlich der, der allen gerecht sein will. Und jedenfalls kann ein Wort des Tadelns zu viel weniger schaden, als mehrere Sätze des

Lobes (täglich) zuviel. — Aber genug vom Theater und Kritik — „mir wird von alledem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum!“ —

Gehen wir zunächst zur Musik über. Hier hat Leipzig noch immer viel Gutes und die Abonnementsconcerte im Gewandhause sind doch stets noch ein Anhaltspunkt. Das Miserable liegt auf diesem Gebiete größtentheils in dem erschreckend wachsenden Dilettantismus. Es ist soviel über diese Erscheinung gesagt und geschrieben worden, daß es Papierverichwendung erscheinen müßte, noch mehr zu sagen und zu schreiben. Anderentheils tauchen hier und da Erscheinungen auf, die man ohne weiteres zu den Erbärmlichkeiten werfen kann. Da ist zum Beispiel gegenwärtig das Abdreschen (wir finden keinen passenderen Ausdruck dafür) von Stücken aus „Lohengrin“ und „Tannhäuser“ in den Gartenconcerten im Schwange. Kann es etwas empörenderes geben, als diese Profanation — die man zuvor schon an Mozart, Beethoven, Mendelssohn und andern — ausgeübt hat! Man denke sich das Brautlied aus, die herrliche Instrumentaleinleitung zu „Lohengrin,“ man denke sich die Ouvertüre und den Sängerkampf des „Tannhäuser“ mittelmäßig gespielt vor einem Publikum, das um Kaffee und Eis ruft, dem Kellner klappert, über Wetter, Küche und Keller, wenn's hoch kommt über ein paar erbärmliche Komödien- und Liedercomponisten schwätzt, — das ist mehr als Profanation.

Die bildenden Künste haben in dem städtischen Museum und Del Vecchio's permanenten Kunstausstellung eine anständige Repräsentation erhalten; wir werden bald auch darauf zu sprechen kommen. Für heute wollen wir mit der Versicherung schließen, daß wir nicht erlahmen werden, Sallets herrlichen Aus- und unsern Wahlspruch:

Es hat die Kunst auch ihre Moral,
Die Vfuscher sind eitle Schuste zumal.
Vors allererste sei ein Mann,
Dann mach dich an die Kunst heran!

gegenüber Leipzigs Künstler- und Publikum-Frivolität geltend zu machen. Helf Gott! R. R.

6 JY 54

Redaktion, Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Hinz in Leipzig.